

schwarzer und weißer Bohnen, aus dem er eine nach der andern herauszieht, bis zum heutigen Tage fort.

Oberst K. geht ausschließlich mit einem Riesenfernrrohr herum, gefolgt von einem Rudel schwarzer Katzen, deren jede ihm irgendeine wichtige Utensilie, wie Brille, Tabaksbeutel, Pfeife, Feder usw. nachtragen muß.

Esquire M. reitet im Winter mit Seidenstrümpfen, Pantoffeln und einem dünnen Leinenpyjama auf die Jagd. Rastet er in einem Bauernhaus, so muß sein Pferd mit hinein. Zündete einmal die Kleider, die er trug, lichterloh an, um sein Gliederreißen zu vertreiben. Hält dies, trotz seiner lebensgefährlichen Brandwunden, weiterhin für ein probates Mittel. Oberst S., der in Afrika steht, läßt die ihm nachgeschickten Londoner Zeitung nach dem Eintreffen sofort von seinem Diener leicht anfeuchten, weil er die Illusion haben will, sie seien (obzwar sie schon alt sind) eben erst feucht aus der Druckerpresse gekommen und bringen daher die neuesten Nachrichten.

Und nach dem unerreichten Vorbild des vorigen Jahrhunderts, Georges Brummel, erliegen zahlreiche junge Engländer der Kleidernarrheit, erwägen die täglich neue Veränderung ihrer Anzüge, Hüte, Krawatten und Spazierstöcke in quälend schlaflosen Nächten und putzen am Morgen höchst selber ihre Schuhe mit einer Wichse, der ein kostbarer Wein beigemischt sein muß. Für die englischen Pferdedandys ist das Auto noch nicht erfunden. Mit alten Kutschen, die sie selber lenken, fahren sie zwischen ihren Landsitzen hin und her, und Mister A. läßt sich noch eine Lücke in die Vorderzähne feilen, nur um wie ein alter Pferdekutscher ausspucken zu können.

Sir Astley C., der einen herrlichen Landsitz an der englischen Küste besitzt, wird auch zu den Pferdenarren gezählt. Unter den uralten Bäumen seines Parks tummeln sich in voller Freiheit zwölf herrliche Pferde. Am Morgen aber kann man mit Entzücken ein Schauspiel beobachten, das diese Pferde in Schlachtrösser verwandelt. Ohne auf irgendein Hornsignal oder ein Kommando zu warten, völlig aus eigener Lust setzen sie sich in Linie, brechen plötzlich gegen einen geträumten Feind zum Angriff vor, ziehen sich in schönster Ordnung zurück und zerstreuen sich wieder. Das Spiel ist einzigartig, es beschwört um diese spielenden Tiere eine imaginäre Schlacht herauf. Und Sir Astley C., der da offenbar aus Pferdespleen ein langwieriges Dressurkunststück eingerichtet hat, wird zum Tagesgespräch in ganz England.

Nur einem einzigen Menschen, seinem verschwiegenen Neffen, vertraut Sir Astley C. die wahre Geschichte der zwölf Pferde an. Er ist ein bedeutender Arzt, ein berühmter Chirurg; besessen von der Leidenschaft, immer weiter zu lernen, versucht er die Kunst seines Messers, wo er nur kann. Und außerdem ist er als guter Arzt ganz selbstverständlich auch ein guter Mensch. Nach einer Schlacht des Krieges, den er mitgemacht hat, hört er, an einem Bretterschuppen vorbeireitend, die Rufe eines Auktionators, unterbrochen von vielen kläglich winselnden Pferdestimmen. Er springt ab und tritt ein: da werden zwölf schwerverwundete Pferde einer englischen Kavallerie-Brigade versteigert. Es sind schöne, halb bewußtlose Tiere, und unter den Bieterern befinden sich nur Pferdeschlächter. Sir Astley C. wird vom Mitleid und vom Verneifer gepackt, aber beileibe nicht vom Spleen.

Er kauft ohne viel zu handeln das ganze Duzend Pferde und läßt es durch einen Reitknecht, dem er höchste Behutsamkeit einschärft, nach seinem Landsitz